

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 8

Artikel: Die goldbraune Geliebte [Fortsetzung]
Autor: Schott, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die goldbraune Geliebte

4. Fortsetzung

Ich wollte noch einmal mit Ihnen sprechen, weil wir doch morgen fortfahren. Mein Onkel kam dazu, wie wir am Haustelephon miteinander redeten — der Arme, er regte sich so auf! Und er soll das doch nicht, mit seinem Herzklappenfehler! Ich wollte Ihnen nämlich persönlich sagen . . .

«Ein anderes Mädchen würde gegen solche Tyranei . . .»

«Keine Tyrannei! Oh, er ist gütig und will nur mein Bestes! Ich bin seine einzige Sorge. Wenn er jetzt darauf besteht, daß ich einen der reichsten Männer von Italien heirate, so zwingt er mich nicht. Er gibt mir die Wahl zwischen zweien. Beide sind reizend. — Er will, daß ich wie eine Königin leben soll.» Die «Amselstimme» hatte sich allmählich getröstet, war schließlich beinahe rauh geworden. Grengg sah lange auf die nun tief gerunzelte, sonst so glatt gewölbte Stirne, dann fragte er sehr leise:

«Und Sie werden also heiraten? Einen von diesen reichen Leuten? Sind Sie noch einmal zu mir gekommen, um mir das zu sagen?»

«Auch darum», hauchte sie kaum hörbar und als sei sie allein im Zimmer. Dann fügte sie hinzu, wieder sehr rasch und wie gejagt: «Ich wollte Ihnen danken — für Ihr Spiel, das mich so sehr ergriffen hat. — Ich weiß, daß Sie heute schwerer denn je gespielt haben, weil diese Geige . . .» Er faßte ihre Finger, hielt sie lange fest in seinen warmen, weichen und doch äußerst grifffesten Händen, Händen eines Bildhauers mehr denn eines Geigers:

«Ich habe mich vor diesem Abend sehr gefürchtet. Ich hatte Lampenfieber wie vor vielen Jahren als Anfänger; und ich mußte ja auch sozusagen neu beginnen, auf einer fremden Geige. Aber da sah ich Sie vor mir, und — ich schwöre es Ihnen, es ist keine Phrase — ich hatte bald fast vergessen, daß meine geliebte Stradivarius vielleicht jetzt schon auf dem Wege nach Amerika ist, im doppelten Boden eines Schiffschafts oder zwischen den lieblosen Händen kalter Händler. Ich glaube, niemand im Saal hat irgend etwas bemerkt — denn ich habe dann und wann sehr rasch immer wieder in Ihre Augen gesehen. Ich könnte Ihnen sagen, an welchen Stellen Sie aufblickten, an welchen Sie Ihre wunderbaren Wimpern schlossen.» Grengg atmete mehrmals ein und aus, er hatte seit Jahren nicht so lange und zusammenhängend gesprochen.

«Ich muß Sie enttäuschen», sagte plötzlich das Mädchen schweermütig und stand auf, setzte sich aber sofort wieder. «Ich werde Ihnen etwas sagen. Sie sind mir — und nicht nur durch Ihr Spiel — nahegekommen. Ja, ich muß Ihnen das sagen, ich muß! Aber ich bin sehr jung, ich habe viel gelesen, wenig erlebt. Wir leben meist in einer Villa am Iseosee oder in dem kleinen Palazzo in Vicenza. Ich sehe nur die Leute, die uns hier und da besuchen.» Dann, nochmals von neuem beginnend: «Sie sind gut und lieb — vielleicht hätte ich nicht hierherkommen dürfen. Mein Onkel wäre entsetzt darüber. Aber glauben Sie nicht, daß ich meiner selbst sicher bin.»

«Das sollen Sie ja auch noch nicht», meinte Grengg, und sein Blick lief langsam durchs Zimmer, um endlich wieder auf den großen Augen stehenzubleiben. «Sie müssen nicht sicher sein — wir werden einander wiedersehen.»

«Das ist eben unmöglich. Ich muß Sie enttäuschen. Sie dürfen nicht versuchen, zu uns zu kommen. Vielleicht heirate ich, vielleicht nicht. Da ist auch noch dieser Spanier — er ist mir unheimlich, aber er hat mich verhext. Ja, wenn er mich mit seinen Jägeraugen ansieht, dann weiß ich gar nichts mehr.» Und mit völlig verzerrtem Munde: «Am liebsten möchte ich manchmal ins Kloster gehen.»

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Der berühmte Geiger Valentín Grengg, der eine Stradivarius-Geige besitzt, kehrt von einer Konzerttournee in Ägypten auf dem holländischen Dampfer «von Houten» nach Europa zurück. Seine Sekretärin Lena Plischmuth begleitet ihn. Mit auf dem Schiff befinden sich die wunderschöne Italienerin Faustina Lorenzetti, zu der sich Grengg sofort über alle Maßen hingezogen fühlt, ihre Gesellschafterin Miss Francis und unter den übrigen Gästen als der auffallendste ein Herr Hjalmar Zubiaurre, jung und bezaubernd, den die schöne Italienerin gefallen gefällt. Der Dampfer schickt sich an, in den Hafen von Genua einzufahren. Grengg spricht mit Faustina und erhält von ihr das Versprechen, daß sie abends sein Konzert besuchen werde. Wie er das Schiff verlassen will, findet er in seiner Kabine seine Sekretärin betriebe. Die kostbare Geige aber ist verschwunden. Große Aufregung und Bestürzung. Wer ist der Täter? Zubiaurre vernimmt den Diebstahl, verächtigt den Aufseher Gomez, verfolgt ihn, verliert ihn dann aber im genuesischen Gassenwirr aus den Augen. Grengg benachrichtigt seine Versicherungsgesellschaft. Nicht viel später meldet sich wieder Antiquar Bozzi der Sohn des Trödlers Modena mit einer Geige. Sie stammt von einem verarmten Aristokraten. Bozzi begutachtet das Instrument und bietet dem jungen Mann zehntausend Lire an. Man einigt sich auf der Basis von 13 000 Lire. Bozzi setzt sich mit dem heruntergekommenen und durch seine Spielleidenschaft verarmten Grafen Salimbeni in Verbindung, der es übernimmt, die Geige dem berühmten Kunsthändler Cavalcanti anzubieten. Dieser will 250 000 Lire zahlen, wenn es ihm gelingt, die Geige dem berühmten Sammler Ugo Lorenzetti, der eben im Grand Hotel Columbia abgestiegen sei, für 350 000 Lire zu verkaufen. Inzwischen muß Faustina im Hotel heftige Vorwürfe ihres Onkels, eben dem reichen Sammler Lorenzetti, hören, der den beiden Arbeitern, dem Dienstmädchen und dem Spanier nichts wissen will, seine Nichte schließlich aber doch erfaßt. Grengg kommt zu beruhigen. Lorenzetti kauft Salimbeni um eine halbe Stunde die Geige ab. Dann bekommt er eine Nachricht und unterdrückt wieder ein Telefongespräch, das eben mit dem wegen des Geigendiebstahls noch ganz verstörten Grengg führt. Inzwischen hat Hjalmar Zubiaurre in einem Albergo mit seiner Freundin Margot eine ausgiebige Besprechung. Beide versprechen sich ein Geschäft, falls sich die gestohlene Geige auffinden läßt. Margot ist bezaubert, dem Porträtierten Gomez auf den Zahn zu fühlen. Lena und der Versicherungssagent Hans Apt sind auch nicht unzufrieden. Grengg kommt zu beruhigen. Lorenzetti kauft Salimbeni um eine halbe Stunde die Geige ab. Dann bekommt er eine Nachricht und unterdrückt wieder ein Telefongespräch, das eben mit dem wegen des Geigendiebstahls noch ganz verstörten Grengg führt. Inzwischen hat Hjalmar Zubiaurre in einem Albergo mit seiner Freundin Margot eine ausgiebige Besprechung. Beide versprechen sich ein Geschäft, falls sich die gestohlene Geige auffinden läßt. Margot ist bezaubert, dem Porträtierten Gomez auf den Zahn zu fühlen. Lena und der Versicherungssagent Hans Apt sind auch nicht unzufrieden. Sie verfolgen die Spur und stoßen dabei auf den Namen Salimbeni. Wo ist dieser Salimbeni zu finden? Abends spielt Grengg im großen Konzertsaal. In der Pause sucht Faustina den Geiger im Künstlerzimmer auf, der sich von ihrem Besuch beglückt fühlt.

«Aber ich bitte Sie — warum denn? Sie sind schön wie ein Engel von Perugino oder Gozzoli — Sie sind lebendig — Sie müssen sich doch nicht entscheiden!» Aber als hätte sie nichts gehört, sprach sie weiter:

«Ins Kloster — nichts wissen von allem! Ruhe, Frieden — ach, Sie wissen ja nichts!» Sie seufzte stöhnend: «Fliehen — entfliehen!»

«Wem entfliehen, um des Himmels willen? — deuten Sie mir doch an. Sie sind manchmal so traurig, auch wenn Sie lachen.» Plötzlich stand sie auf, schüttelte mehrmals den Kopf, daß die langen Locken das Gesicht umwachten wie im Sturm, und rief:

«Frage Sie nicht, bitte! Es sind Launen — ich sagte es Ihnen schon einmal! Leben Sie wohl, leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen, daß Sie Ihre Geige wiederfinden sollen, ich wünsche Ihnen noch viele Jahre solcher Triumphe — ich wünsche . . .» Aus den Augen quollen große Tränen, rannen langsam die Wimpern herab. Da legte er erschüttert den Arm um ihre Schulter, zog sie hastig an sich und küßte sie auf die feuchten, sich wie in Ohnmacht schließenden Lippen, auf den wie zu einer unausgesprochenen Frage halb geöffneten Mund, als ein schrilles Klingelzeichen sie auseinanderließ wie ein niedersausendes Beil. Faustina riß sich los, floh zur Tür, beugte noch einmal den Kopf weit zurück, ein schüsselfüchtiger, schmerzhafter Laut, halb Stöhnen, halb Liebeswort, entbrach ihren Lippen, sie preßte die ganze Hand gegen den Mund, warf ihm gleichsam noch einen gelösten Strauß von Küssen zurück — dann lief sie hinaus.

Unbekümmert um das zweite und dritte Klingelzeichen, die er kaum wahrnahm, stand Valentín Grengg auf der Stelle, wo er das Glück dieses Abschieds empfangen hatte, und flüsterte den geliebten Namen immer wieder und in immer anderem Tonfalle:

«Faustina — Faustina? Faustina Lorenzetti! Faustina!» Dann faßte er mit völlig verändertem fanatischem Ausdruck den Hals der Geige, blickte noch einmal auf das aufflammende rote Licht über der Tür und lief mit dem blind lodern Blicke eines Olympiasiegers auf das Podium hinauf . . .

Der Korridor hatte sich schon geleert, als Faustina aus dem Zimmer gestürzt war, beinahe in die Arme des Spaniers, der sie im ganzen Hause gesucht hatte, bevor er auf den Gedanken gekommen war, sie hätte es wagen können, ins Künstlerzimmer vorzudringen.

«Halt», sagte er mit einem lautlosen Lachen, das wie eine Drohung wirkte, «einen Augenblick!» Sie blieb stehen, sah ihn aber mit so überraschend geringem Erstaunen oder Erblassen an, ihr Gesicht blieb vielmehr in solch glückseligem Lächeln erstarrt, daß er alle seine Glieder erlahmen fühlte.

«Sie waren im Künstlerzimmer. Ich glaube nicht, daß das Ihren Onkel sehr erfreuen wird.» Und da er sie endlich doch gelblich erblasen sah, seine Sicherheit wiedergewonnen: «Ich hätte Sie nicht für so charakterlos gehalten!»

«Bitte sagen Sie es nicht Miss Francis — mein Onkel darf es nicht erfahren! Bitte, sagen Sie es nicht!» flüsterte ihr dunkler Mund, der sich scharf von dem bleichen Gesicht abhob. Zubiaurre faßte sie an beiden Handgelenken, sah ihr sehr nahe in die Augen und sagte traurig:

«Haben Sie die Nacht auf dem Schiff vergessen? Haben Sie vergessen, daß ich Sie liebe?» Wie vielen Frauen und Mädchen hatte man das schon gesagt, in sechs Sprachen, so mußte er flüchtig denken, warum konnte man diesmal keine anderen Worte finden, weil man es ehrlich meinte? Mitleid mit sich selbst verwandelt für Augenblitze sein Gesicht so sehr, ließ es so weich und menschlich erscheinen, daß Faustina ihn verblüfft anstarzte.

«Ich habe nichts vergessen», sagte sie leise und vermochte ihm ihre Arme nicht zu entziehen. Aus dem Saal tönten die Läufe der Flöten, Klarinetten und Oboen, die Harpeggien der Harfen, die wilden Stöße der Blechinstrumente, die mißtönenden Striche der Geigen, all der chaotische Lärm eines stimmenden Orchesters herüber, der so sehr an die Sinnlosigkeit und die Ichsucht des Lebens erinnert. «Ich habe nichts vergessen — ich bin sehr verwirrt — ich mußte mit diesem Menschen noch einmal sprechen.» Faustina erröte und senkte die Stimme: «Weil ich ihn doch nie mehr sehen werde — nie mehr!» Es klang wie ein hartköpfiges Beharren gegen den Befehl eines Stärkeren.

«Faustina, was war zwischen Ihnen und diesem Mann? fragte der Spanier und kam sich lächerlich vor. «Nein, sagen Sie mir nichts — ich will es nicht wissen.» Dann mit einem Male wieder mit einem raubtierhaften Hinaufziehen der Oberlippe: «Ich liebe Sie, ich werde Sie heiraten! Sie müssen mir gehören! Sie gehören mir!» Sehr stolz und aufgeregkt: «Ich gedenke nicht um Sie mit anderen Männern zu kämpfen! Ich dulde keine sogenannten Nebenbuhler!» Und nochmals leise und schmeichelnerisch: «Ich folge Ihnen nach Montisola oder bis ans Ende der Welt! Sie werden weder diesem Prinzen, diesem Autokönig noch diesem Fiedler gehören, sondern mir, einem Menschen, dem tausend Frauen nachgelaufen sind, zwischen Palembang und Stockholm — und der nie mehr eine andere ansehen wird als dich, Faustina!» Das Mädchen hatte ihm mit somnambullem Ausdruck auf den Mund gestarrt und den feinfädigen Schnurbart, der sich darüber auf und nieder bewegte. Endlich, völlig gebannt vom tollkühnen Blicke seiner Augen, sagte sie leise:

«Ich weiß nichts — ich bin sehr befangen — lassen Sie mich abwarten — man schließt die Türen — ich muß hinein!» Und sie machte sich sanft aus seiner

Umklammerung los und lief zu ihrem Platze, wo sie Miß Francis ihre Abwesenheit mit der Tatsache erklärte, daß sie sich in der Garderobe eine Nadel hätte ausleihen müssen, um eine abgetrennte Rüsche festzunähen...

*

Etwa um elf Uhr nachts betrat Grengg mit Lena und dem Versicherungsmann das Polizeipräsidium und wurde, nachdem er sich gemeldet hatte, zu einem hohen Beamten geführt, der noch anwesend war, dem Chef der Kriminalpolizei, den man mit «Marchese» ansprach und nicht bei seinem Titel; Marchese Fillipepi. Der Herr empfing die Fremden in einem düsteren Zimmerchen, das aussah wie ein Folterkeller; eben verließ eine weinende, nach Moschus duftende Person, begleitet von einem Wachebeamten, den Raum.

«Ich habe die Ehre, mit dem großen Geiger Grengg zu sprechen?» fragte der Beamte, der aussah wie ein Ausrufungszeichen; denn er war sehr lang, sehr dünn und schmal, hatte aber einen dicken Kopf und trug schwarze Schuhe — dies flüsterte Lena dem jungen Apt zu, der mit Mühe das Lachen verbarg. Grengg verbeugte sich und stellte seine Begleiter vor, denen eine Hand gereicht wurde, die ebenso beweglich und unruhig war wie der ganze zapplige Mensch. «Peccato — ich habe in Ihr Konzert gehen wollen, aber leider: Sie sehen, eben habe ich die letzte Zeugin verhören müssen. Es ist der berühmte Fall Lenci-Quadrini — Sie erinnern sich? Bitte nehmen Sie Platz!» Die Hand mit den vielen schlängelnden sich windenden Fingern, Finger einer Barockstatue, deutete auf drei fliegenden beschmutzten Sessel aus Rohr. «Lenci — Sie erinnern sich? Der die alte Quadrini, die Gutsbesitzerin, ausraubte und dann den Hof anzündete. — Womit kann ich dienen, Signor Grengg? Ach, ich habe so sehr bedauert, nicht — Beethoven! Ich liebe ihn! Ich liebe alle Musik! Sogar Wagner!» Das Ausrufungszeichen schlug die Arme und Hände zusammen, als wollte es sich selbst applaudieren, der Kopf mit dem stachlichen Bart lief rot an, als begäne er zu glühen wie ein Lampion.

«Meine Stradivarius ist mir gestohlen worden», begann Grengg nach einem kurzen Blick auf Lena. Der Marchese kam hinter seinem Schreibtisch augenblicklich wieder hervor und brüllte:

«Die Stradivari? Gestohlen? Wo? In Genua? Impossible! Ah, wir werden die Schufte fassen. — Sie haben eine Stradivari? Das habe ich ja gar nicht gewußt! Ach, warum habe ich das Konzert versäumt? Wann? — erzählen Sie, Maestro! Eine echte Stradivari?» Endlich gelang es Grengg, seine Geschichte vorzubringen, unterstützt von Lena und Apt, während der Marchese sie immer von neuem unterbrach, bald Notizen machte, bald wortlos mit beiden Händen durch die nach altem Virginierauch stinkende Luft des Zimmers fuhr, als wollte er Stücke davon herausschneiden.

«Und ich bitte Sie — warum haben Sie die Anzeige nicht sofort? — Die Hunde haben doch Stunden Vorsprung! Ach, wegen des Konzertes, ich verstehe. Aber doch! Aber doch! Sie hätten sofort — bleibt das Schiff hier? Signor Grengg, haben Sie einen Verdacht? Per bacco — wir werden den Kerl fassen! Genua hat die beste Polizei Italiens! Nun bin ich erst froh, nicht im Konzert gewesen zu sein! Sonst wäre ich jetzt zu Hause — bis morgen früh.» Er drückte mit beiden Händen mehrere Klingelknöpfe, vier Polizeibeamte, drei davon in Zivil, traten ein, worauf der Conte eine Bewegung vollführte, begleitet von einem stolzen Lächeln, als wollte er sagen: sieht her — alles funktioniert wie am Schnürchen bei uns, man klingelt, und Hilfe ist da. Organisation gebe es nicht nur in Deutschland, murmelte er dazu, dann stand er auf, wurde gleichsam noch schmäler und höher und berichtete, prasselnd wie eine Eisslawine aus winzigen Stückchen, die auf eine Felsplatte auftaucht, den Beamten der Fall.

«Bis morgen früh muß das ganze Schiff aufs genaueste untersucht werden. Erlaubnis dazu verschaffe ich sofort.»

«Nach jedem Satz», sagte Lena Apt ins Ohr, «setzt er sich selbst als Ausrufungszeichen.»

«Alle Kabinen, Mannschaftsquartiere. — Nehmen Sie zwanzig Leute mit, Canetta! Morgen früh, zugleich mit dem Erscheinen der Nachricht in allen Zeitungen, müssen alle Trödler und Antiquitätenleute befragt werden!» Dann zu Grengg: «Wollen Sie eine Belohnung aussetzen, Maestro? Wir sind bereit, auch etwas beizutragen — es ist Ehrensache Italiens.»

«Vielleicht wieviel?» fragte der Geiger nervös.

«Vielleicht 20000 Lire — wir steuern 10000 bei.» Grengg nickte. Nun befragte der Marchese noch Lena: «Wie hat der Mann ausgesehen, der Sie eingeschläfert hat? Es ist doch sehr sonderbar, daß Sie nichts von ihm gesehen haben!» Er grimassierte bösartig und sah aus wie ein Abruzziensäuber, weil er mit zehn Fingern wild in den Bart fuhr und darin wühlte wie ein Sturm in Baumwipfeln. Lena lachte auf.

«Ach, Sie halten mich für die Diebin! Ich habe die Geige versteckt, verkauft sie nach Amerika, an Morgan oder Hearst, verpackt und deklariert als Baby! Der Marchese starnte sie an — derlei hatte er noch nie gehört. Aber die übermütigen hellblauen Augen lachten ihn noch immer an, und obwohl Fillipepi ratlos glotzte

und Grengg sie am Ärmel faßte, rief Lena: «Glauben Sie vielleicht auch, daß ich es war, die mein nacktes Bein samt Zehen zu Grengg in die Kabine steckte — aus purer Romantik, um einmal in einem Kriminalroman mitzuspielen?»

Endlich schien der Graf Sinn für den Humor Lenas zu bekommen, und er lachte — zum erstenmal. Der Bartwald teilte sich, und darin wurde verblüffend eine große Höhle mit nikotinbraunen Felsen, den Zähnen, sichtbar.

«Signorina — ich habe Sie nicht verdächtigt! Aber Sie waren doch die letzte, nicht wahr, die — man muß als Kriminalist an alle Möglichkeiten denken —.»

«Und Unmöglichkeiten —», sagte Lena noch grinsend, aber nun zupfte sie auch Apt, der das Lachen nicht mehr verhalten konnte, und sie schwieg mit einem Gesicht, das noch drolliger war als ihr früheres.

«Ich habe übermorgen ein Orchesterkonzert in Mailand ..., begann der Geiger, der bei den Tänzen des Beamten mehrfach irritiert seine beiden Haarsträhnen von der Schläfe gestrichen hatte.

«Glückliches Mailand!» unterbrach der Marchese.

«... ich fahre also fort. Aber meine Pianistin und Herr Apt bleiben einige Tage hier — wir haben das so besprochen. Bitte also, ins Grandhotel Nachricht zu geben, wenn Sie etwas zu wissen wünschen.» Grengg wandte sich zum Gehen, ebenso seine Begleiter. Der Marchese wollte sie zurückhalten:

«Sie werden sofort ein oder zwei unserer neuen Polizeiautos zum Hafen fahren sehen, wenn ich die Bewilligung der niederländischen Gesandtschaft habe — wollen Sie nicht so lange warten, Maestro?» fragte Fillipepi noch, aber der Geiger sagte, er wäre müde und wollte heimgehen. Also entließ der Marchese seine Beamten mit einem neuerlichen Eisregen und begleitete mit trippelnden Schritten, die den Eindruck des wandelnden Ausrufungszeichens noch verstärkten, seine Besucher bis auf den Korridor, wo er sie mit fuchtelnden

dankten nachzugehen, während der Versicherungsmann leise sagte:

«Ich weiß nie, ob Sie es ernst oder scherhaft meinen.» Dabei sah er sie werbend an mit seinen geraden, energischen Augen.

«Ich auch nicht.» Sie lachte schon wieder und nickte ihm gutmütig zu.

«Sie sind geheimnisvoll wie die ägyptische Sphinx», sagte er.

Sie lachte.

7. Kapitel

Grengg erwachte aus einem sehr beglückenden Traum, dessen Inhalt nachzuspüren er nicht mehr Zeit fand, da ein Page des Hotels ihm einen Brief ins Zimmer reichte. Er hatte denselben Chasseur, einen winzigen Jungen in grünem Affenjäckchen, am späten Abend nach dem Konzert beauftragt, Fräulein Lorenzetti einige Zeilen zu übergeben, in denen er sie gebeten hatte, wenn dies irgend möglich sei, vor ihrer Abreise sie noch einmal zu sehen, wenn auch nur für Minuten. Der Page brachte nun also einen kleinen Brief, den ihm sonderbarweise die «Inglesi», die «Miß», für Signor Grengg eben gegeben habe. Der Geiger las die wenigen Zeilen, eine regelmäßige, kräftige Schrift, offenbar in größter Eile und Erregung mit Bleistift hingeschrieben:

«Ich kann Sie nicht sehen, nie mehr! Wir fahren nicht um elf, wie wir wollten, sondern um halb zehn. Als mein Onkel die Diebstahlsnachricht in der Zeitung las, sagte er, er habe keine Sekunde mehr Ruhe, wenn er nicht bei seinen Sammlungen sei. Und es ist besser so. Ich sagte Ihnen — es hat keinen Sinn. Ich werde wahrscheinlich heiraten — ich muß. Addio, addio!» Und ganz winzig am untersten Rande des Zettels auf deutsch: «Lebe wohl, lieber Mensch!» Grengg ließ auf den Korridor und rief den Jungen zurück:

«Senti — wer hat dir das für mich gegeben?» Plötzlich war alle Mattheit und Passivität von ihm abgefallen, als hätte ein Nordwind dumpfe Scirocco-Wolken fortgeblasen, stark und regelmäßig schlug das Herz: «Lebe wohl, lieber Mensch», sagte er leise und lachte vor sich hin, so daß er die Antwort des Chasseurs zuerst nicht verstand. Was — Geige! Was — Existenz! Was — Ruhm! Hier ging es um Einmaliges! Es gab hundert Stradivari in der Welt! Man konnte sie kaufen wie Klaviere oder Käse! Ruhm! Man war jung, man konnte warten. Aber das hier gab es doch nur einmal! Geliebtes Mädchen, Schönheit von Geistes und Leibes Gnaden — Faustina! Da drangen endlich die Worte des Jungen bis zu ihm, der seine Antwort mehrmals wiederholte:

«Die Miß — die Inglesi — die dicke Dame mit den Wangen wie Mortadellawurst — die Miß!» Grengg lachte noch immer:

«Miß Francis? Wirklich? Diesen Brief?» Er starnte den Boy an, drückte ihm dann ein paar Lire in die Hand und rief am Hausephon den Portier an:

«Welche Zimmernummer hat Miß Francis, die Begleitdamme von Signorina Lorenzetti?» Kaum nannte der Mann die Ziffer: siebenunddreißig, als der Geiger, die Uhr in der Hand, auch schon einen Schal um den Hals schlang, seinen Mantel anzug und über die Treppe hinunterließ: es war neun ein Viertel, um halb zehn fuhr Faustina mit dem Wagen davon. Die Engländerin hatte den Brief besorgt? — Grengg klopfte. «Come in», sagte die schnaufende Stimme, und Grengg trat ein. Miß Francis schloß eben eine uralte, aber überaus gediegne wirkende Gepäckrolle aus dicker brauner Leinwand, indem sie das Knie dagegenstemmte und an einem Klemmen zog.

«Sie fahren in wenigen Minuten — ich kann Miß Faustina nicht mehr sehen. Miß Francis — warum haben Sie diesen Brief besorgt?» Es sah sehr befremdet aus, als das von dunklem Aederchen gespenkelte Gesicht der Engländerin nun auch noch errötete, obwohl man dies nicht für möglich gehalten hätte. Die Phrase «wie mit Blut übergossen» fiel Grengg ein. Mehrmals stiegen und fielen die beiden Brauernuppen auf und nieder, dann sagte sie hastig:

«Es wäre nicht fair play, wenn Sie mich verraten würden, Mister Grengg. Aber ich bin auch ein wenig Schottin, wissen Sie. Und wir Schotten sind nicht nur sparsam, sondern auch musikalisch. Ich habe Faustina sehr lieb, sie ist ein schöner Geist in einem schönen Körper, ist sie nicht? Mens pulchra in corpore pulchro — ich habe in Cambridge studiert. Sie haben so herrlich gespielt! Faustina hat mich sehr gebeten — und ich kann ihr nicht nein sagen in so wichtigen Dingen.» Grengg nickte: diese gutmütige Frau würde sprechen, wenn sie etwas wußte. Atemlos schloß sie: «Ich weiß übrigens nicht, was in dem Briefe steht — kann es nicht träumen, kann ich?»

«Ich werde ebenso ehrlich sein, wie Sie es waren, Miß Francis», sagte Grengg und beglückwünschte sich, daß er für seine große Amerikatournee sein Englisch so vervollkommt hatte. «Miß Faustina schreibt mir, daß sie mich niemals wiedersehen kann.»

«Oh!» sagte die Engländerin mit vorgeschnobener Unterlippe, nichts sonst.

«Aber ich weiß, daß sie anders fühlt.»

«Oh, fühlt sie?» meinte Miß Francis und sah bei-

Hyazinthe

Sie lag auf einem Glase, unscheinbar,

Glich einem Bettler in zerschlissner Hülle.

Im Wasser hing ihr weißes Wurzelhaar

Und wuchs und wuchs zu ungeahnter Fülle.

Und eines Tages stieß aus der Zwiebelhaut

Ein blasses Spitzchen, ähnlich einem Wichte.

Und heute steht, geschmückt wie eine Braut,

Ein Blumenkind im kargen Winterlicht.

O Leben! Wunder, das sich stets erneut,

Laß auch in mir die Hoffnung wieder blühen!

Und wenn mein Herz sich demutvoll dir beut,

So lohne ihm auch diesmal sein Bemühen!

EMIL SCHIBLI

Gestern einem Beamten übergeben, der wortreich den Auftrag bekam, sie über die — nicht zu verfehlende — Treppe auf die Straße zu führen.

«Ich glaube nicht, daß die Menschenscheuche das geringste herausfinden wird», sagte Lena nachdenklich.

«Ich bin froh, daß wir draußen sind — ich habe geglaubt, ich müsse sofort hinausrennen, als Sie so respektlos mit ihm sprachen», meinte Apt. «In meinem ganzen Leben habe ich keine so amüsante Person kennengelernt wie Sie, Fräulein Plischmuth. Sind Sie eigentlich nie ernst?»

«Nee», sagte Lena mit traurigem Gesicht und blickte verstohlen den Geiger an, der seinerseits wortlos und mit völlig abwesendem Ausdruck auf das Pflaster starnte. «Nicht wahr, Monsignore? Der Grund liegt darin, daß ich in verzehrender und unerwideter Leidenschaft zu Herrn Grengg entbrannt bin, verstehen Sie?» Grengg und Apt sahen sie an: ihr Tonfall war so echt gewesen, daß man an den Scherz nicht recht glauben konnte. Grengg schwieg und schien weiter seinen Ge-

«Ich verstehe nicht. Es gibt da irgend etwas, was sie sehr bedrückt. Was ist es, wissen Sie es? Ich muß klar sehen.» Die Engländerin hob die massiven runden Schultern und schnaukte asthmatisch, ohne etwas zu sprechen. «Miß Francis, Sie lieben Faustina — hören Sie, was ich Ihnen jetzt sage: ich lasse meine Stradivarius und damit die Jagd nach meiner Existenz im Stiche und werde Faustina folgen. Ich habe die Empfindung, daß meine geliebte Geige ein Spielzeug ist gegen das, was mir hier verlorengingen, gestohlen werden kann.» Dann, nach einer Pause, während der er Atem holte und zweimal die Haarsträhnen hinaufstrich: «Ich lasse mir nur etwas stehlen, wenn ich nichts davon weiß — nichts aber vor meinen Augen.» Und ganz nahe, den dicken Arm in der Spitzenbluse berührend: «Miß Francis, warum ist Faustina so traurig? Warum muß sie heiraten? Warum . . .» Immer blässer war das runde Gesicht der Engländerin geworden, nun sah es sehr unheimlich aus, graugrünlich mit roten Aderchen, eine verblaßte Landkarte, in der nur noch die roten, kleingezeichneten Grenzlinien zu sehen sind.

«Ich muß gehen, Mister Grengg. Mister Lorenzetti erwartet mich unten in der Halle mit Faustina.» Grengg wagte es, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, das tief eingefurchte Handgelenk der Engländerin zu fassen:

«Sie müssen sprechen — Sie wissen —?» Plötzlich neigte sich Miß Francis ein wenig zu ihm hinüber, als wollte sie umfallen, ihre Brauen senkten sich so tief, daß man die Augen nur mehr ahnte, und sie flüsterte:

«Ich weiß auch nichts. Aber es gibt da sicher etwas. Sie liebt den Onkel und hat doch Angst vor ihm. Es muß etwas mit ihrem Vater sein, von dem sie selten spricht, dem Bruder des Onkels. Wenn sie seinen Namen nennt, beginnt sie sofort zu weinen — ich weiß nichts, wirklich! Es ist ein Geheimnis, ist es nicht? Vielleicht könnte man in Vicenza, wo die Familie lange lebte und auch Faustina als Kind . . .» Sie vermochte vor Atemnot nicht weiterzusprechen, röchelte und fauchte, nahm rasch eine Pille, die sie trocken hinunterschluckte, fiel in einen Stuhl, atmete lange, stand endlich auf, setzte einen Männerhut auf und sagte noch: «In Vicenza vielleicht — Faustina ist arm, ist sie nicht?» Damit drückte sie, wieder mit dunkelroten Backen, Grenggs Hand und verließ das Zimmer.

Wenige Minuten vorher war Zubiaurre bei Faustina, ohne zu klopfen, eingetreten. Sie war furchtbar erschrocken und hatte aufgeregt auf die Tür zum Zimmer des Onkels gestarrt. Der Spanier hatte sofort sehr leise zu sprechen begonnen, wobei er die Lippen stark bewegte, um jedes Wort trotz der Tonlosigkeit deutlich zu artikulieren:

«Faustina — ich bin noch einmal gekommen, um Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Und um nochmals Ihre Stimme zu hören, da ich mindestens eine Woche noch hier bleiben muß.» Faustina wendete den Blick von der Tür und musterte wieder in diese Augen schen, die die Ihren lenkten, wie man mittels eines Magneten elektrische Wellen dirigieren kann; und als Schosse aus diesen Augen eine versehrende Strahlung, der zu entgehen sie nicht kräftig genug war, so fühlte sie sich auch diesmal in Gegenwart dieses Menschen unsicher und willenlos.

«Sie wollen wirklich nach Montisola kommen? fragte sie kaum hörbar.

«Ganz bestimmt — wenn ich hier fertig bin. Ich werde mich in der Nähe der Villa einquartieren und Sie sehen, wann Sie wollen.»

«Unmöglich! Es ist eine Insel, unsere Villa ist die einzige.» Zubiaurre lachte kurz und zeigte die Zahne:

«Dann miete ich ein Motorboot oder ein Ruderboot oder — schwimme hinüber. Bitte lassen Sie das nur meine Sorge sein! Aber etwas anderes: ich werde . . .» Der Spanier machte eine Pause und küßte Faustinas Fingerspitzen. «. . . ich werde sehr bald die Geige haben oder als einziger wissen, wer sie gekauft hat — das wollte ich Ihnen noch sagen.» Faustina war gelblich erbläßt:

«Wirklich? Sprechen Sie die Wahrheit?» Sie lächelte erregt, und ihre Hand in der seinen wurde ganz schlaff.

«Ich schwöre es — ich kenne als einziger den Händler, der sie gestern besaß — ob heute noch, weiß ich nicht.» In diesem Augenblick hörte man die Stimme des Onkels aus dem Nebenzimmer:

«Faustina? Pronta? Bist du fertig?» Das Mädchen sagte mit flatternder Stimme, ja, sie könne kommen; Zubiaurre küßte sie hastig auf den Hals und eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinab und auf die Straße. Hier kaufte er sich sämtliche Morgenzeitungen, die er aufgeregt durchblätterte; alle enthielten etwa dasselbe: die Notiz der Polizei, kurze Charakteristik des Geigers und seine bisherige Laufbahn, einige Worte über Stradivari im allgemeinen, Grenggs Geige im besondern. Alle Zeitungen brachten die Nachricht auf der ersten Seite, «Giornale d'Italia» sogar mit einer alten Archivphotographie Grenggs, eine Geige in der Hand. «Messergero» hatte offenbar noch spät nachts den Musikkritiker bemüht, der eine Spalte über Geigen hatte schreiben müssen, eine große genuesische Zeitung hatte eine Karikatur zeichnen lassen, auf der man Meister Stradivari im Himmel erblickte, wie er entsetzt aus den Wolken mit langer Hand nach dem Räuber seiner

Geige griff. Ueberall wurde die Auslobung von 30 000 Lire als sicherstes Mittel gepriesen, um das kostbare Instrument wieder zu bekommen.

Zubiaurre, an einem Tischchen der Hotelhalle seine Zeitungen durchsprechend und dabei eindringlich nachdenkend, bemerkte zuerst, wie ein großer Wagen mit livierter Chauffeur vorfuhr, in den Lorenzetti mit Nichte und englischer Begleiterin einstieg, ohne daß Faustina dem Spanier auch nur einen einzigen Blick gegönnt hätte; vielmehr schien sie irgend etwas zu suchen. Und Zubiaurre kralpte beide Hände in die Lederarmlehne seines Fauteuils wie bei einem Erdbeben, als er im Augenblick, da der Wagen sich in Bewegung setzte, den Geiger, umgeben von drei Reportern, die Treppe herunterkamen sah und zwischen ihm und Faustina ein kurzer aber so einverständlicher Blick hin- und wiederzuckte, daß die Augen des Beobachters sich für Sekunden dunkelrot verhängten: Warte, mein Guter, dachte er wütend, warte, wir sind auch noch auf der Welt! Mit solchen verblassten Romantikern werden wir noch fertig werden! Deutsche Minnesänger, himmelblaue Schwärmer! Warte, in drei Tagen werden wir alle Fäden in der Hand halten — und du nicht das geringste!

Er stand plötzlich von seinem Fauteuil auf und fuhr zu Marguerite, mit der er ein kurzes Gespräch hatte. Sie berichtete ihm, daß Gomez zweifellos auf eigene Faust gearbeitet hatte, ja, sie war schon am frühen Morgen bei ihm auf dem Schiff gewesen und habe ihn blaß vor Wut gefunden, noch blässer und fahler als sonst.

«Er ist beinahe geplatzt über die Belohnung», lachte sie, «immer wieder hat er davon zu sprechen angefangen. Was für ein Wahnsinn das sei, solch einen Betrag für ein Stück Holz auszusetzen. Offenbar hat er nur ein paar hundert Lire für die Geige bekommen, der Esel!»

Die kleine Person schmiegte sich an ihren Freund:

«Sag einmal, Hjalmar, warum hast du mich gestern eigentlich nicht mehr angerufen, wie wir es besprochen hatten?» fragte sie eifersüchtig.

«Ich hatte zu tun. Also ich gehe morgen oder übermorgen zu dem großen Cavalcanti und bohre ihn an. Natürlich erst, nachdem es zweifellos feststeht, daß er den Kauf verschwiegen hat. Wenn er die Geige noch hat, muß er zahlen, bis wir endgültig saniert sind.»

«Liebst du mich noch?» flüsterte Marguerite und streichelte ihm über die Haare, was er sich ohne die geringste Bewegung gefallen ließ.

«Natürlich — aber höre weiter.» Er küßte sie gleichgültig aufs Ohr. «Hat Cavalcanti die Geige weitergegeben, dann halten wir uns an seinen Käufer, du verstehst? Ein großartiges und einfaches Geschäft!» Sie sah ihn aufgeregt an:

«Wir werden reiche Leute, wir können wieder aufatmen! Wir kaufen das elegante Restaurant in der Avenue de Clichy. Glaubst du, daß so viel herauskommen wird? Und dann heiraten wir —.» Zubiaurre schien nicht gehört zu haben. Er stand auf, tätschelte gewohntlich die gefärbte Wange Marguerites und ging zur Tür:

«Wo wohnt dieser Gomez?»

«In einem Hafenhotel: „Rissorgimento“. Hjalmar? Du sprichst ja keine Silbe über die Florentinerin! Wieder kniff Marguerite die Augen zusammen.

«Ach, das wird wahrscheinlich nichts sein», sagte er oben hin. «Sie ist fortgefahren; vielleicht, wenn die Geigensache schief geht — geh zu Gomez und sei nett zu ihm — wir müssen genau wissen, was er tut — leb wohl!» Er küßte sie rasch und ging. Es war halb elf, sehr bald mußten die Mittagszeitungen erscheinen. Würde Cavalcanti sprechen?

Eine Menge Augen studierten an diesem Vormittag die Zeitungen, als läsen sie darin ihr Schicksal.

Der junge Modena war augenblicklich zu Bozzi gelauft und hatte diesen durch sprühendes Geschrei so aufgebracht, daß nur die Angst vor Entdeckung und damit Verlust des Geldes ihn dazu veranlaßt hatten, den „Juniorclub“ nicht vor die Tür zu setzen. Endlich waren sie übergekommen, gemeinsam zur Polizei zu gehen, was sie auch sofort taten, nachdem sie sich über ihre Aussagen aufs genaueste verständigt hatten.

*

In einer Mansarde mit Blick auf den Bahnhof, auf der anderen Seite in einem von Ratten belebten Lichthof, saß Graf Salimbeni stundenlang vor seiner aufgeschlagenen Zeitung und fühlte sich so schwach und verzweifelt, als hätte er eben erst den Palazzo seiner Ahnen durch Versteigerung an einen reich gewordenen Maultreiber verkaufen müssen. Das war sein Tod: mehr als zehntausend Lire von seinem Anteil hatte er noch gestern abend in Losen der Tripolis-Lotterie angelegt, außerdem hatte er dieses ganz besonders preiswerte Zimmer gekündigt und eine Wohnung auf der Piazza Carignano gemietet, drei Zimmer, Badzimmer, Küche. Und nun? Alles war zu Ende. Die Geige gestohlen! Bozzi würde sprechen, der «große» Cavalcanti seinen Kunden nennen, das Geld mußte sofort zurückgegeben werden, und er hatte es doch nicht mehr! Allerdings war es möglich, daß man einen großen Treffer der Lotterie mache, aber die Ziehung war erst in vierzehn Tagen, und bis dahin — nein, man hatte kein Glück im Leben! Einmal, ein einziges Mal, verdiente man viel Geld — und nun — und nun? Graf Salimbeni, letzter Sproß einer altadeligen Familie, fühlte sich als unglücklichster Mensch des Königreiches Italiens . . .

Und doch war irgendwo in dieser großen Stadt Genua ein Mann noch viel verzweifter: der saß, ungeheuerlich, mit fleischroten, hängenden Backen, sonderbar verfallen, vor einem Stoß Zeitungen in seinem Büro und vermochte stunden- und tagelang keinen Entschluß zu fassen. Commendatore Cavalcanti, dessen Geschäfte in den letzten Jahren stark gelitten hatten, war durch den Verkauf der Geige in der Lage gewesen, am frühen Morgen einen sehr günstigen Kauf abzuschließen. Er hätte wochenlang gezögert, bevor er die große Augsburger Silberspieltuhr von 1560 endgültig in seinen Besitz brachte. Schon hatte er das prächtige Stück an das germanische Museum in Nürnberg, dem er vor Wochen eine Photographie samt Beschreibung angeboten hatte, mit hohem Gewinn verkauft gesehen, da hatte er die Morgenzeitung aufgeschlagen und buchstäblich gefühlt, wie sein ganzer apoplektischer Körper lähmte, als hätte ihn der lange erwartete Schlag gestreift. Nicht nur, daß sich der Kauf der Uhr nicht mehr rückgängig machen ließ, der Verkauf der Geige mußte rückgängig gemacht werden. Man hatte auf der Stelle zur Polizei zu gehen: ich habe die Geige von einem Grafen so und so gekauft, habe sie an den Sammler Lorenzetti verkauft, ich, Commendatore Cavalcanti, Ritter des persischen Sonnen- und Löwenordens und Konsul von Bulgarien — meine Hände sind rein und müssen rein bleiben. Diese Stimmung hatte etwa eine Stunde angehalten. Der riesige Mann hatte das Telefon abgehoben, um bei der Polizei anzurufen, und hatte den Hörer wieder hingelegt. Nichts überreichen! Nichts überstürzen! Lorenzetti war ein alter guter Kunde. Konnte man ihn nicht damit verlieren? Bloßstellen? Verletzen? Wir haben die Geige im guten Glauben gekauft und verkauft. Mochten doch Graf Salimbeni oder der Sammler selbst zur Polizei gehen! Aber dann lief der Gedanke zurück: Mußte man nicht um so mehr zur Aufklärung des Falles beitragen? Und damit 220 000 Lire zum Fenster hinauswerfen? In ernste Verlegenheiten geraten dadurch, daß man die Augsburger Uhr nicht sofort bezahlen konnte, wie dies von dem Verkäufer, einem Villenbesitzer in Bordighera, gefordert wurde?

Wachtmeister Studers Freundeskreis wächst!

Die Fieberkurve

Kriminalroman von Friedrich Glauser +

(Wachtmeister Studers neuer Fall)

Umfang 238 Seiten Kartoniert Fr. 3.80

Dieser Roman beginnt in Paris, führt uns nach Basel, nach Bern und schließlich hinüber nach Marokko, welches Land der Autor als Fremdenlegionär aus jahrelanger eigener Anschauung kennenlernte. Wider seinen eigenen Willen gerät Wachtmeister Studer in eine Geschichte hinein, die ihn in ihrem Verlauf immer stärker gefangenhält und die sich für ihn vielleicht zu jenem «großen Fall» ausweiten könnte, wovon jeder Kriminalist träumt. Er spürt den schicksalhaften Verwurzelungen nach, rätselt mit gemischtem Erfolg am ewigen Rätsel «Mensch» herum. Er ergründet mehr mit dem Verstehen eines gütigen Herzens als mit der Logik des scharfen Verstandes die Zusammenhänge, bis sich dann endlich klar herausstellt, was für eine tiefere Bewandtnis es mit dieser Fieberkurve hat.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen



MORGARTEN-VERLAG A.-G.
ZÜRICH

Commendatore Cavalcanti vermochte an diesem Tage und den beiden folgenden nur mit Mühe mit einem hochgewachsenen, sehr eleganten Herrn mit seidenbraunem Schnurrbart zu sprechen, der fünfmal in den Laden kam, um wegen eines kobaltblauen Sèvres-Services zu verhandeln. Und auch einen sehr energischen jungen Schweizer, der zwei Stunden nach Erscheinen der Mittagszeitung den Eigentümer des Ladens zu sehen verlangte, wußte er nicht mit der gewohnten Sicherheit niederzusprechen, zumal der rundköpfige hübsche Mensch gleich über die Geige zu reden begonnen hatte:

«Ich bin Vertreter einer der größten Versicherungsgesellschaften der Schweiz», so hatte er sofort gesagt, «und die Geige ist bei uns hoch versichert — die gestohlene Geige!» Dabei hatte er einen so forschend ansehen, als wüßte er wirklich etwas.

«Womit kann ich Ihnen dienen? Sie sprechen vorzüglich italienisch, sogar mit genuesischem Akzent», sagte Cavalcanti und zwang seine erstarnten dicken Gesichtsmuskeln zu seinem unwiderstehlichen Gigantelachen. Er lebe seit Jahren in der Stadt, hatte der Herr gemeint und sich vorgestellt: Apt.

«Ich verstehe gar nichts von Kunstwerken, von Geigen erst recht nichts, und man nannte mir Ihren Namen, Commendatore, als Kenner ersten Ranges.» Der Schweizer lächelte nun endlich auch, aber sein Blick schien einen aufzuspießen — Ruhe! Er hat keine Ahnung! Kein Mensch weiß etwas — wenn Salimbeni nicht geschwatzt hat, was unmöglich ist.

«Sie wollen meine Meinung über diese unglückselige Stradivari-Geige hören? Sehr freundlich, sich an mich zu wenden. Ich bin ja auch gerichtlich beider Sachverständiger. Leider kann ich —», Cavalcanti hustete mehrmals, ja, das war die richtige Antwort: «Ich kann leider aus gewissen Gründen beruflicher Art, im augenblicklichen Stande der Untersuchung, nichts über die Geige aussagen — die ich im übrigen kenne.»

«So? Sie kennen die Geige? Woher, wenn ich fragen darf?» fragte die Herr Apt im Tone eines Polizeikommissars, und man mußte sich wirklich sehr zusammennehmen, um zu sagen:

«Woher?» Cavalcanti lachte laut, es klang recht ehrlich, aber eher wie ein Echo seines natürlichen Lachens. «Erstens aus einem Konzert Signor Grengs, das vor zwei Jahren hier stattfand, zweitens von einer Abbildung in einem Spezialwerk, drittens aus mehrfachen Schilderungen von Kollegen —.» In diesem Augenblick, kaum hatte er das Wort «Kollegen» ausgesprochen, trat dieser Schweizer mit dem Katzenkopf einen Schritt an ihn heran und fragte, immer liebens-

Maria Waser zum Gedenken

Die in Nr. 5 unseres Blattes erschienenen, von Freddy Ammann-Meuring aufgezeichneten Erinnerungen an Gespräche mit Maria Waser sind jetzt, eingefügt in ein hübsches, zwanzig Seiten umfassendes Bändchen, das das Bildnis der Dichterin trägt, im Buchhandel zum Preise von 90 Rp. erhältlich.

würdig lächelnd, aber mit bösem Blick — ach, wahrscheinlich bildete man sich das alles ein, man war ja schon ganz blödsinnig vor Nervosität —:

«Eine Frage, Commendatore: Kennen Sie einen Antiquitätenhändler Bozzi?»

«Bozzi? Warten Sie — ja, da kann ich Ihnen besser Bescheid geben. Ich glaube, mich zu erinnern, daß es einen kleinen Mann dieses Namens in der Nähe des Hafens gab. Warten Sie —.» Und er holte ein Verzeichnis und las die Adresse vor, nun wieder mit einem Lachen hinzufügend: «Sie spielen ein wenig Detektiv, wie? Per bacco — diese Schweizer! Nun — ich hoffe, Sie haben viel Erfolg.» Dann vertraulich: «Sagen Sie — dieser Bozzi? Ich kenne den Mann als sehr anständig, wenn ich mich recht erinnere. Ich habe vor Jahren, wie mir eben einfällt, ein kleines Geschäft mit ihm gemacht: ein Kruzifix ohne Arme, aber gute umbrische Arbeit. Wäre doch sehr traurig, wenn so ein Mensch, der zahlreiche Familie hat, sich hinreissen ließe, in einer so zweideutigen Affäre wie diese Stradivarius-Geschichte —.» Damit hatte er den nun offenbar völlig verwirrten Schweizer bis zur Türe begleitet, wo dieser mit Entschuldigungen wegen der Störung sich verabschiedete. Bozzi? Was wußte der Herr Apt? War er ein Polizeispitzel? Nicht wahrscheinlich. Der Konsul schloß die Türe und wollte eben, ziemlich beruhigt, in sein Büro nach hinten gehen, als er von der Straße her die Abendzeitungen ausrufen hörte. Er kaufte eine und schlug sie inmitten seines kahlen samtenen Ladens auf,

um in derselben Sekunde zu fühlen, wie sein Herz sich in einen umwickelten Hammer verwandelte, der stumpf und ungleichmäßig gegen die gepolsterten Wände des massigen Körpers schlug; er las: «Der Raub der Stradivari fast aufgeklärt. Genuesische Polizei arbeitet vorbildlich wie immer. Antiquitätenhändler Bozzi verkauft die Geige einem Unbekannten.»

*

Valentin Grengg stand zur selben Stunde, fröstelnd trotz der Hitze, auf dem Bahnsteig und wartete auf Lena. Ueberaus nervös knöpfte er seine Handschuhe auf und zu, tastete nach der Fahrkarte, zog endlich zum hunderten Male, sich selbst verlachend, den kleinen belanglosen Brief mit den beglückenden vier deutschen Wörtern aus der Tasche und las ihn nochmals, obwohl er ihn längst hätte deklamieren können. Konzert in Mailand, dann nach Vicenza! Dieses «Geheimnis», das wahrscheinlich gar keines war, mußte aufgeklärt werden können; es mußte möglich sein, das geliebte Geschöpf von dem Alpdruck zu befreien, unter dem es litt. Der Vater? War das nicht eine Phantasie der guten Miß Francis? Alte Engländerinnen, Schottinnen haben das zweite Gesicht, sind romantisch und phantastischen Ideen zugeneigt. Nun, man würde in Vicenza bestimmt allerlei herausfinden! Und dann — Grengg lachte, weil er eben an Entführung und allerlei melodramatische Möglichkeiten gedacht hatte. Ach, das würde ja alles nicht nötig sein. Der alte Lorenzetti? Ein Narr; aber schließlich war man doch ein immerhin nicht unbekannter Geiger, der ein kleines Vermögen besaß, zwar kein Prinzip oder Autokönig, aber kein Vagabund und als Gatte Faustinas nicht ohne weiteres abzuweisen. Oder hatte es andere Gründe, daß man einen so unermöglich reichen Mann suchte? Und Zubiaurre? Der hatte ihn ja in der Halle angesehen wie ein Mörder. Welche Pläne hatte der Spanier?

Da kam Lena mit Apt, eine Zeitung schwenkend, über den Bahnsteig, auf dem schon mehrere italienische Familien küsse- und tränenreichen Abschied nahmen, auf den Geiger zu und begann sofort aufgeregzt zu sprechen:

«Val — haben Sie die Abendzeitungen gelesen? Denken Sie — dieser Bozzi, Sie erinnern sich, der zweite Mann, der die Geige kaufte, ist mit dem ersten Käufer, Modena, dem Springbrunnen, bei der Polizei erschienen und hat erzählt, er habe die Geige an einen Unbekannten verkauft, offenbar den berühmten „Unbekannten“, der immer in den Kriminalprozessen so viel zu tun hat.»

(Fortsetzung folgt)

IRIUM GLÄNZT IHRE ZÄHNE



Rosemary Lane, Star of Warner Bros. Pictures, appearing in "Four Daughters".

Es ist eine wahre Freude, sich die Zähne mit IRIUM-haltigem Pepsodent zu reinigen. Sobald es die Zähne berührt, fühlen Sie die angenehme Wirkung seines belebenden, erfrischenden Schaumes. Und welch wohlige prickelndes Gefühl der Frische bleibt in Ihrem Munde zurück! Doch der grösste Beweis... Schauen Sie in den Spiegel, wenn Sie eine Überraschung haben wollen. Sie werden erstaunt sein über den neuen, reizvollen Glanz Ihrer Zähne. Nur Pepsodent Zahnpaste kann solch blendendes Weiss hervorbringen. Denn Pepsodent enthält Irium, die hervorragende Entdeckung mit der erstaunlichen Reinigungskraft. Beginnen Sie noch heute mit der Pepsodent-Zahnpflege.

Tuben erhältlich
in zwei Größen.

Die grosse Tube
ist vorteilhafter!



VERWENDEN SIE PEPSODENT-ZAHNPASTE ... SIE ENTHÄLT IRIUM